

Citation style

Meumann, Markus: review of: Axel Gotthard, Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung, Köln ; Weimar ; Wien: Böhlau Verlag, 2016, in: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, 39 (2020), p. 450-455,
<https://www.recensio-regio.net/r/eb85cacb97bf4427b98127df3006e54e>

First published: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte, 39 (2020)



copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

colo Steiner – aus den Quellentexten heraus in seinem langjährigen Entwicklungsprozess in theologischer und konziliengeschichtlicher Perspektive aufgearbeitet. Da das Zustandekommen entsprechender Dekrete und Kanones zentral mit Laínez und Salmerón verbunden ist, wird hierbei auch erstmals eine gemeinsame kirchengeschichtliche Beleuchtung dieser beiden wegweisenden Persönlichkeiten, ihrer theologischen Überzeugungen sowie ihrer Rolle innerhalb der (jesuitischen) Theologenwerkstatt im Rahmen der Konzilsarbeit vorgelegt. Damit leistet die kirchenhistorische Arbeit, deren Ziel darin liegen soll, »die Vergangenheit besser zu verstehen und damit die Genese des Gewordenen [zu] erhellen« (S. 16), einen weiteren wichtigen Baustein zum Verständnis des Tridentinums – aber nicht nur das: Indem die Studie herausarbeitet, inwiefern sich in den Texten der beiden »wichtigsten theologischen Mitarbeiter« des Tridentinums im Kern bereits erste Ansätze einer von Loyolas Exerzitien geprägten »Jesuitentheologie« (S. 45) erkennen lassen, kann Niccolo Steiners Untersuchung auch als ein Forschungsbeitrag zum tieferen Verständnis der spirituellen und theologischen Anfänge des Jesuitenordens verstanden werden.

Obwohl es sich um eine im besten Sinne philologisch penible und kleinschrittige Quellenaufarbeitung handelt, die – so bezeugt der ca. 20-seitige Forschungsbericht über kirchen- und konzilienhistorische Studien zu den verhandelten Teilthemen – in einem ebenso umfassenden wie tiefgreifenden Literatur- und Quellenstudium gründet, handelt es sich um eine Studie, die dank der breit angelegten einleitenden Ausführungen zu theologischen Grundlagen und kirchen- wie kulturhistorischen Kontexten auch für Nicht-Spezialisten sehr gut lesbar, weit über personengebundene Theologiediskurse überaus erhellend ist und ein breites Panorama über die Entwicklung gegenreformatorischer Argumentationsstrukturen liefert; eine Tatsache, die der Titel mit seiner Fokussierung auf die weithin unbekannteren spanischen Konzilstheologen leider nicht unbedingt nahelegt und daher eine Vielzahl von grundsätzlich an der Thematik interessierten Lesern wohl eher nicht erreicht.

Die Lektüre der per se thematisch sehr komplexen Studie wird durch die gut strukturierte Gliederung erleichtert: Nach einer konfessionsgeschichtlichen und biographischen Einführung folgt in den drei nach den Sitzungsperioden unterteilten Großkapiteln eine kleinschrittige Präsentation und Analyse der einzelnen Vorträge und Debatten sowie der daraus entstandenen Lehrdekrete und Kanones. Die sehr übersichtliche Gliederung sowie das Register ermöglichen zudem gezielte Teillektüren nach thematischen Einzelaspekten, unterschiedlichen konfessionellen Positionen und theologisch-argumentativen Bezügen von Laínez und Salmerón zu anderen Konzilstheologen.

Niccolo Steiners Abhandlung liefert somit nicht nur mit Blick auf das Konzil von Trient im Allgemeinen und die Eucharistie- und Messopferthematik im Speziellen eine über die theologische und konziliengeschichtliche Perspektive hinausgehende, zutiefst erhellende Lektüre, sondern auch hinsichtlich der Themenkomplexe (Gegen-)Reformation und Societas Jesu.

Marina Ortrud M. Hertrampf

JOHANNES BURKHARDT: Der Krieg der Kriege. Eine neue Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Stuttgart: Klett-Cotta 2018. 296 S. ISBN 978-3-608-96176-8. Geb. € 25,00.

AXEL GOTTHARD: Der Dreißigjährige Krieg. Eine Einführung (= UTB 4555). Stuttgart: UTB/ Wien – Köln – Weimar: Böhlau 2016. 390 S. ISBN 978-3-8252-4555-9. Kart. € 24,99.

GEORG SCHMIDT: Die Reiter der Apokalypse. Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. München: C.H. Beck 2018. 810 S. ISBN 978-3-406-71836-6. Geb. € 34,00.

Wie bei historischen Jubiläen mittlerweile üblich, hat auch der 400. Jahrestag des Prager Fenstersturzes vom 23. Mai 1618 seine Schatten weit vorausgeworfen. Neben mehreren

auf spätere Publikationen vorbereitenden Tagungen wurde mit Axel Gotthards bei Böhlau verlegter UTB-Einführung »Der Dreißigjährige Krieg« bereits im September 2016 die erste Gesamtdarstellung vorgelegt. Anders als die meisten im näheren Umfeld des Jahrestages erschienenen Werke richtet sich das Buch jedoch nicht an ein breiteres historisch interessiertes Publikum oder »an fertige Wissenschaftler«, sondern explizit an Studierende »eher im Grund- als im Hauptstudium« (S. 11). Es schließt damit an die teils schon ein wenig in die Jahre gekommenen, aber im Großen und Ganzen immer noch brauchbaren Einführungen von Gerhard Schormann, Geoffrey Parker, Georg Schmidt, Johannes Arndt und Christoph Kampmann an und muss sich daher zuallererst an diesen messen lassen. Denn ob es ein weiteres Kompendium zum Dreißigjährigen Krieg braucht, entscheidet sich wesentlich an der Frage, inwieweit dieses sich hinsichtlich des dargebotenen Stoffes und seiner Deutungen von seinen Vorläufern unterscheidet und vor allem natürlich, ob es bezüglich des Forschungsstandes aktueller ist als diese.

Die Antwort auf diese Frage muss ambivalent ausfallen. Was den Aufbau seines von ihm selbst so bezeichneten »Büchleins« angeht (das gleichwohl die meisten der genannten Einführungen an Umfang übertrifft), wählt Gotthard eine Mischung aus zwei chronologischen und drei quer zum zeitlichen Ablauf der Ereignisse stehenden thematischen Kapiteln, was auf den ersten Blick eine Innovation gegenüber den älteren Einführungen verspricht, die mehrheitlich am althergebrachten Vier-Phasen-Schema des Krieges orientiert sind. *Au fond* hält allerdings auch Gotthard an dieser Einteilung fest (die er denn in den Unterkapiteln auch explizit aufgreift), wenn er den Krieg entlang des Jahres 1630 in zwei große Abschnitte unterteilt und ganz im Geiste der älteren Historiographie erst mit dem Eingreifen Gustav Adolfs eine Europäisierung des Konfliktes erkennen will, wie es in der Überschrift »Mitteleuropa wird zur Bühne von Großmachtrivalitäten« zum Ausdruck kommt. Die ersten zwölf Jahre des Krieges klassifiziert er dagegen ganz im Geiste von dessen hegemonialer Deutung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als »große[n] deutsche[n] Konfessionskrieg«. Folgerichtig beginnt für Gotthard die Vorgeschichte des Krieges mit dem Augsburger Religionsfrieden, und der Weg in den Krieg, dem mit rund 60 Seiten ausführlicher Raum gegeben wird, wird überwiegend aus der Sicht der Reichspolitik und deren konfessioneller Polarisierung, die sich in der kaiserlichen Reichsacht gegen die Reichsstadt Donauwörth 1607 zuspitzte und wenig später zur Gründung von Protestantischer Union (1608) und Katholischer Liga (1609) führte, erzählt.

Die großen europäischen Konfliktlagen des beginnenden 17. Jahrhunderts – der spanisch-niederländische Krieg, das Ringen um die Vorherrschaft im Ostseeraum, Frankreichs Kampf gegen die habsburgische Universalmonarchie und schließlich die das gesamte 16. und 17. Jahrhundert über anhaltenden Kriege gegen das Osmanische Reich –, in die das Geschehen in Böhmen und im Reich von Anfang an eingebettet waren, kommen dagegen überhaupt erst ganz am Ende von Kapitel 2 (der »Ereignisabfolge 1«) ins Spiel (S. 139–145). Und auch die Ereignisse der letzten, immerhin 13 Kriegsjahre umfassenden Phase, des französisch-schwedischen Krieges, werden nach dem Vorbild der älteren Literatur eher summarisch abgehandelt, obwohl ein Großteil der im kollektiven Geschichtsbewusstsein seit dem 19. Jahrhundert primär mit dem Dreißigjährigen Krieg in Verbindung gebrachten und auch im medialen Erinnern an den Kriegsbeginn vor 400 Jahren wiederum aufgerufenen Verheerungen und Bevölkerungsverluste eben gerade auf die 1640er-Jahre zurückgeht. Wie anders sich derselbe Krieg darstellt, wenn man ihn nicht exklusiv aus deutscher bzw. reichsgeschichtlicher Perspektive wahrnimmt, weiß, wer einmal Peter Englund's großartiges Kriegspanorama »Die Verwüstung Deutschlands« (1998) gelesen hat. Aber auch Peter Wilson hat in seinem auf Deutsch zwar erst ein Jahr später, im englischen Original aber bereits 2009 erschienenen Standardwerk »*The Thirty Years War: Europe's Tragedy*«, das bei Gotthard bezeichnenderweise nicht einmal im Literaturverzeichnis erwähnt wird, sowohl auf die bislang unterschätzte Bedeutung der 1640er-Jahre als auch für die von Anfang an

immanente europäische Dimension des Dreißigjährigen Krieges nachdrücklich hingewiesen. Letzteres gilt im Übrigen auch auf die oben erwähnte, 2013 in 2. Aufl. erschienene Einführung von Christoph Kampmann, die Gotthard selbst als »die derzeit beste unter den ausführlichen Darstellungen« charakterisiert (S. 370).

Am nächsten kommt dem aktuellen Forschungsstand somit wohl das 3. Kapitel, das unter der Frage »Wie hat man im Dreißigjährigen Krieg gelebt, gekämpft und gelitten?« steht und das in den letzten 20 Jahren, seit den 350-Jahr-Feiern zum Westfälischen Frieden 1998, in einer ganzen Reihe von Studien deutschsprachiger, aber insbesondere auch anglophoner Historiker*innen immer genauer erforschte »Gesicht des Krieges«, seine Akteure, seine rechtlichen, finanziellen, logistischen und technischen Bedingungen und Aporien in den Blick nimmt. Dies geschieht insgesamt durchaus kenntnisreich und zutreffend, am Ende ist aber auch Gotthard nicht frei vom seitens der akademischen Geschichtswissenschaft lange gehegten Reflex gegen alles Militärgeschichtliche, der frühere deutschsprachige Darstellungen des Krieges nahezu ohne näheres Eingehen auf das eigentliche Kriegsgeschehen auskommen ließ, wenn er schreibt: »Kampftechniken, Waffengattungen – da wollen wir nur das Allernötigste erfahren, das ist etwas für Liebhaber, für Militariafans«. Dass eben diese Faktoren zusammen mit den logistischen Aspekten der Kriegführung für den Verlauf des Krieges wie auch für dessen außergewöhnliche Dauer – und damit auch für seinen Ruf als »dunkelste[s] Kapitel der vormodernen deutschen Geschichte« (S. 11) – von entscheidender Bedeutung und religions- bzw. machtpolitischen Interessen keineswegs nach- oder unterzuordnen sind, davon kann man sich wiederum am eindrucklichsten bei Englund und Wilson überzeugen. Gotthard dagegen beschreibt die Funktionsweisen vormoderner Kriegführung insgesamt zwar zutreffend, formuliert bisweilen aber etwas zu flapsig-mokant, wenn er bspw. den Begriff des Kriegsunternehmers als »Unternehmer, der anstatt in Rollmöpfe in eine Soldtruppe investiert hat« erklärt (S. 155). Zumal damit gleichzeitig völlig falsche Vorstellungen von der sozialen Stellung frühneuzeitlicher Kriegsunternehmer evoziert werden, bei denen es sich eben nicht um hanseatische Kaufleute, sondern zumeist um Adelige handelte, die im (auch persönlich ausgefochtenen) Kriegsdienst wirtschaftlich, vor allem aber auch bezüglich ihrer Position in der frühneuzeitlichen Ständegesellschaft Fortüne zu machen suchten – der auf S. 187ff. ausführlich behandelte Wallenstein ist da nur ein besonders prominentes Beispiel unter vielen. Überhaupt ist der mit rhetorischen Fragen und Ausrufesätzen – »Soviel zur Lebensweise!« (S. 177) – im Übermaß aufwartende kolloquiale Stil – das Buch ist laut Vorwort aus den Vorlesungen des Autors entstanden, was sich auch am Fehlen jeglicher Quellen- und Literaturbelege bemerkbar macht, die man sich offenbar aus den am Ende auf annähernd vier Seiten aufgelisteten Aufsätzen des Autors zusammensuchen soll – für den über das Bachelorstudium hinausgewachsenen Leser auf Dauer nur schwer erträglich. Dies insbesondere auch deswegen, weil Gotthard im Bemühen, sich seiner Zielgruppe sprachlich anzubiedern, auf die behandelten historischen Lebenswelten bisweilen einen seltsam herablassenden Blick hat, wenn er bspw. die Landbevölkerung als »Bauernlackel« bezeichnet (S. 164). Insoweit ist das Buch leider auch das Produkt eines wissenschaftlichen Verlagswesens, in dem allenfalls noch formal korrektur-gelesen wird, aber keine Fachlektorate mehr existieren, die dem Autor wahrscheinlich von einem derart ranschmeißerischen Duktus abgeraten hätten.

Die beiden anderen hier zu besprechenden Werke unterscheiden sich davon sowohl hinsichtlich der Zielgruppe als auch ihres Selbstverständnisses deutlich. Sowohl bei Georg Schmidts »Reiter[n] der Apokalypse« als auch Johannes Burkhardts »Krieg der Kriege« handelt es sich, wie schon die plakativen Titel überdeutlich signalisieren, um *magna opera* – geschrieben, um pünktlich zum Gedenkjahr und mit der entsprechenden öffentlich-medialen Aufmerksamkeit im Rücken die Sicht ihrer jeweiligen Verfasser, die beide bereits in den 1990er-Jahren mit kleineren Überblickswerken zum Dreißigjährigen Krieg hervorgetreten sind, auf diesen Krieg noch einmal einem möglichst breiten Publikum nahezu-

gen. Insbesondere bei Burkhardt finden sich wiederholt Reminiszenzen an sein 1992 bei Suhrkamp erschienenenes »Bändchen« (S. 10), teils in apologetischer Absicht, etwa wenn er die darin geäußerte These vom »stehengebliebenen« Heer gegen die seinerzeit von Bernhard R. Kroener geäußerte Kritik erneut zu profilieren sucht (S. 111, S. 131ff.). Die öffentlich-mediale Deutungshoheit über den Dreißigjährigen Krieg musste Burkhardt wie auch Schmidt trotzdem über weite Strecken, bis zum Erscheinen ihrer jeweiligen Bücher kurz vor dem Gedenktag im Mai, einem Dritten überlassen, nämlich dem Berliner Politologen Herfried Münkler, der mit seinem knapp tausendseitigen Buch »Der Dreißigjährige Krieg: Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648« die Aufmerksamkeit der Medien nahezu exklusiv auf sich ziehen konnte. Neben der Prominenz des Autors und dem seitens des Rowohlt-Verlages ausgesprochen klug gewählten Erscheinungstermin im Herbst 2017 verdankte sich dies vor allem der von Münkler bereits Anfang der 2000er-Jahre lancierten These, der Dreißigjährige Krieg könne sozusagen als Blaupause für das Verständnis der sogenannten »Neuen«, asymmetrisch geführten Kriege seit den 1990er-Jahren dienen, die allerdings angesichts der völlig unterschiedlichen historischen Gegebenheiten und Faktoren einer kritischen Überprüfung genauso wenig standhält wie seine rhetorisch ebenso geschickte wie sachlich abwegige Behauptung, die Historiker hätten seit C. V. Wedgwood in den 1930er-Jahren keine Gesamtdarstellung zum Dreißigjährigen Krieg mehr vorgelegt, sondern sich dem Krieg nurmehr »antiquarisch« genähert.

Dass dem nicht so ist, belegen eindrücklich die beiden hier näher zu besprechenden Werke, die zwar erst einige Monate nach Münklers geschichtspolitischem Großessay erschienen sind, aber auf langjährige Vorarbeiten einschließlich der erwähnten Monographien ihrer Verfasser zurückgehen. Johannes Burkhardt setzt gar in ähnlich expliziter Weise auf Aktualitätsbezug wie Münkler, wenn er fragt, »was aus dem Krieg der Kriege noch heute oder heute wieder von Nutzen sein könnte« (S. 13), und scheut auch vor aktuellen Anspielungen und Vergleichen – etwa der Haltung des Hamburger Rates im Dreißigjährigen Krieg mit der aktuellen Flüchtlingspolitik (S. 24) – ebenso wenig zurück wie vor dem Gebrauch modischer Neologismen (»Ekelfood«). Im Gegensatz zu Münkler geht es Burkhardt aber nicht um den Krieg als solchen, sondern gleichsam im Umkehrschluss von Münklers Diktum vom »Krieg, der nicht enden will« um eine »Neuvermessung des Friedensproblems«, genauer gesagt darum, »mögliche Friedensalternativen zu erkunden« (S. 11). Dabei geht es Burkhardt allerdings weniger um die u. a. in der Rede des damaligen Außenministers und heutigen Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier auf dem Historikertag in Münster 2016 zum Ausdruck kommende Frage nach der möglichen Vorbildfunktion des Westfälischen Friedens für die Beilegung heutiger Konflikte als um die auch bei Gotthard wiederholt gestellte Frage, warum der Krieg immer weiter ging und nicht an bestimmten Punkten, die dazu die Möglichkeit geboten hätten, beendet wurde. Er zieht dazu argumentativ die Verheerungen und Gewaltexzesse gegen die Bevölkerung, für die der Dreißigjährige Krieg bis heute berüchtigt ist und die für das anhaltende Interesse der Öffentlichkeit wie auch der Forschung an diesem wesentlich mitverantwortlich sind, heran, um seine »große Anfrage« (S. 50) an die historischen Akteure zu formulieren: »Hat denn hier keiner eingreifen können?« (S. 36)

Während er den Gräueltaten der Soldaten an der zivilen Bevölkerung, aber auch deren eigenen prekären Lebensumständen in einem ersten Kapitel breiten Raum gibt, bleibt der nicht zu überschätzende Beitrag der frühneuzeitlichen Kriegführung und ihrer (v. a. logistischen) Defizite zum Fortdauern des Krieges merkwürdig unterbelichtet. Die materiellen Grundlagen der Kriegführung werden überhaupt nur am Rande gestreift und – wie übrigens auch bei Georg Schmidt – exklusiv im Zusammenhang mit dem Phänomen Wallenstein geschildert, dem ein eigenes Kap. (3) gewidmet ist. Ähnlich wie bei Gotthard zeigt sich hier die Problematik einer im Kern eben doch auf das Reich zentrierten Betrachtung des Dreißigjährigen Krieges: Über militärgeschichtliche Langzeitentwick-

lungen wie die Verstetigung der Heere ohne vergleichende Blicke auf die führenden europäischen Militärmächte der Zeit – allen voran Spanien und die Niederlande, seit 1635 dann zunehmend auch Frankreich – zu rasonieren, führt unweigerlich zum Nachbeten längst überkommener Meisternarrative mitsamt der diesen inhärenten systematischen Überschätzung von Einzelpersonen wie »dem oberkommandierenden Firmenchef Wallenstein« (S. 117). Und noch eines wird hier deutlich: Am Ende geht es Burkhardt bei der Darstellung der verschiedenen Friedensinitiativen und möglichen Schlusspunkte des Krieges – von der zeitgenössisch als »Interposition« bezeichneten sächsischen Vermittlungsinitiative im Konflikt zwischen den böhmischen Ständen und dem Kaiser über die Friedensschlüsse von Lübeck (1629) und Prag (1635) bis zur von Burkhardt als »Go-In« apostrophierten Beteiligung der Reichskreise und -stände an den Westfälischen Friedensverhandlungen – weniger um Friedensforschung als um die argumentative Verifizierung seiner eigenen These vom Staatsbildungskrieg, der »mit der Richtungsentscheidung im Westfälischen Frieden zur souveränen Einzelstaatlichkeit« (S. 257) zum Ende gekommen sei. »Der Krieg der Kriege« ist somit – wie schon der Suhrkamp-Band von 1992 – eigentlich keine Gesamtdarstellung des Dreißigjährigen Krieges, sondern eine wiederum sehr pointierte Auseinandersetzung mit dessen Deutung.

Pointiert in mancher Wertung wie auch der historischen Situierung des Dreißigjährigen Krieges insgesamt ist schließlich auch das dritte der hier zu besprechenden Werke von Georg Schmidt, das sich seinem Thema jedoch mit einem viel weiter ausholenden Bogen und deutlich größerer synthetischer Kraft – nicht zuletzt im Blick auf die gründlich zur Kenntnis genommene und in einem entsprechend umfangreichen Verzeichnis nachgewiesene neuere Forschung – als die beiden anderen Darstellungen zuwendet. Grundsätzlich an der Chronologie der Ereignisse orientiert, die Schmidt unter der Gesamtüberschrift »30 Jahre« in neun Kapitel unterteilt (wobei das letzte Kriegsjahrzehnt auch hier wiederum vergleichsweise kurz abgehandelt wird), wird hier auf rund 800 Seiten souverän ein breites Panorama des Krieges, seiner Ereignisse und Schlachten, seiner politischen und militärischen Akteure sowie der dazugehörigen Voraussetzungen und Folgen entfaltet, das sowohl im Blick auf die Beherrschung und Durchdringung seines Gegenstands und der Quellen als auch auf die Reflexion der neueren Forschungsdiskussionen nur in Wilsons noch monumentalerer Abhandlung eine Entsprechung findet, die zugleich andere Akzente setzt. Der Vorgeschichte des Krieges, die er aus verschiedenen Blickwinkeln erkundet, sowie dessen Beendigung widmet Schmidt jeweils drei Kapitel, denen noch ein Prolog und ein Epilog voran- bzw. nachgestellt sind, in denen sich der Autor mit der Rezeptions- und Deutungsgeschichte des Krieges und seiner Instrumentalisierung im Dienste der preußisch-deutschen Nationalstaatsgründung auseinandersetzt und dieser die Sichtweise der Zeitgenossen entgegensetzt, die am Anfang des Krieges natürlich noch nichts von seiner Dauer wissen konnten, um dann allerdings seinerseits eine große Erzählung ex post anzukündigen.

Die Vorgeschichte des Konfliktes wird unter der Gesamtüberschrift »Spuren« jedoch zunächst noch durchaus multifaktoriell und vor allem als nicht zwangsläufig in den Krieg mündend präsentiert, wobei politische Faktoren wie die Reichsverfassung oder der habsburgische Bruderzwist ebenso Berücksichtigung finden wie die zunehmenden konfessionellen »Verhärtungen« im spanisch-niederländischen Konflikt und den französischen Religionskriegen, die Hexenverfolgungen und die »Kleine Eiszeit«. Dies entspricht durchaus dem von Schmidt selbst zuvor skizzierten Programm. Demnach werden die »traditionellen Charakterisierungen des Dreißigjährigen Krieges als deutscher oder europäischer Glaubens-, Freiheits-, Wirtschafts- und Mächtekrieg (...) nicht zurückgewiesen. Das Tableau wird jedoch um vier Beobachtungen erweitert: erstens die zeitgenössische Frage nach Gottes Wille und Strafericht, zweitens die unbändige Angst, drittens den Kampf um die Freiheit und viertens den Zufall und das Rad der Fortuna.« (S. 22f.) Denn

die »Akteure beklagten häufig den Mangel an Wissen und Informationen und mussten deswegen auf gut Glück entscheiden.« (ebd.) Diese abwägende, den zeitgenössischen Akteuren nicht unter Berufung auf heutige Werthaltungen vorschnell ihre eigene Handlungsrationalität absprechende Herangehensweise findet sich auch in späteren Passagen, etwa dem über die »Kriegsgräuel« (S. 400ff.) während des Vordringens nach Bayern. Schmidt relativiert diese nicht, nimmt aber auch nicht die bequeme Warte des sittlich-moralisch überlegenen heutigen Beobachters ein, wie es Burkhardt in den entsprechenden Passagen seines Buches tut. Vielmehr schaut er genauer nach den situativen Kontexten, betont die Rolle von Amtsmännern (S. 401) und sog. Ordinanz, also Verpflegungs- und anderen Ordnungen, die die Abgabeverpflichtungen der Landbevölkerung gegenüber den einquartierten Truppen regelten (S. 405), und gibt auch der durchaus nennenswerten, sonst aber meist unerwähnt bleibenden bäuerlichen Gegenwehr Raum (S. 402ff.), um zu dem im Gesamtbild sicher zutreffenden Schluss zu kommen: »Das Bild von den Soldaten, die raubend, plündernd und brennend durch die Lande zogen, ist in dieser Pauschalität falsch.« (S. 402)

Diese abwägende Betrachtungsweise endet da, wo es um die Einordnung des Konfliktes in den Geschichtsverlauf geht, der zumindest hinsichtlich des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen bei Schmidt eine klare Richtung kennt. Wie Burkhardt lehnt auch Schmidt eine Deutung des Krieges als Religionskrieg insgesamt wie auch nur für die frühe Phase ab (»Es gehört zu den Paradoxien des Dreißigjährigen Krieges, dass er von Anfang an kein Glaubenskrieg war, aber als solcher inszeniert wurde, um Unterstützung zu finden«) und sieht ihn als Verfassungs- bzw. Freiheitskonflikt – trotz und gerade wegen der religiösen Aufladung des Krieges z. B. in den Predigten vieler protestantischer Pfarrer, auf die er ausführlich eingeht. Denn da sich – verkürzt gesagt – das dort angedrohte Strafgericht letztlich nicht eingestellt habe, sei der Krieg zum Katalysator für Säkularisierung und Aufklärung geworden und »Gott verlor nach dem Dreißigjährigen Krieg seine irdische Allzuständigkeit« (S. 645). Wie Burkhardt entscheidet sich damit auch Schmidt trotz seiner umso viel ausführlicheren, im Detail über weite Strecken ausgesprochen ausgewogenen Darstellung am Ende im Kern für eine »harte« Meistererzählung, deren Wert er denn auch zu Beginn des Buches vorsorglich gegen ihre Kritiker verteidigt (S. 20). Dieser geschichtsphilosophischen Zuspitzung entspricht schließlich auch hier eine im Voranschreiten der Erzählung immer stärkere Verengung des Geschehens auf das Römisch-Deutsche Reich, und es ist, ganz wie bei Gotthard und auch Burkhardt, dann letztlich doch von einem »Deutschen Krieg« die Rede.

Alle drei besprochenen Werke zeigen somit mindestens zwei ebenso traditionelle wie grundlegende Probleme der deutschsprachigen Geschichtsschreibung über den Dreißigjährigen Krieg auf, die auch im Umfeld des Gedenkjahres 2018 wieder virulent geworden sind. Problem eins: Deutsche Historiker (und möglicherweise auch Historikerinnen) sind in ihrer Wahrnehmung viel zu reichszentriert und nehmen fremdsprachige Literatur nach wie vor eher nur am Rande zur Kenntnis. Problem zwei ist, damit zusammenhängend, die Liebe zu den großen Narrativen: Noch immer muss der Krieg *entweder* vorrangig ein Konfessionskrieg *oder* aber ein (deutscher) Verfassungskonflikt (oder gar ein Staatsbildungskrieg) sein, zudem die größte Katastrophe der deutschen Geschichte vor dem Zweiten Weltkrieg oder gleich das deutsche Trauma schlechthin. Tatsächlich aber entzieht sich der Dreißigjährige Krieg allein schon von seinen zeitlichen und räumlichen Dimensionen her ebenso wie angesichts der Vielzahl der an ihm beteiligten Mächte und Akteure, die die damaligen materiellen und natürlichen Ressourcen auf die Dauer überstieg, sowie des kaum zu überschätzenden Einflusses für die Zeitgenossen unkalkulierbarer Faktoren wie Seuchen, Hungersnöten, Missernten usw. auf den Kriegsverlauf einer solchen eindimensionalen Deutung.

Markus Meumann